

Vorbemerkung

Dieses Dokument enthält den Anfang eines bislang unveröffentlichten, recht eigenartigen Manuskripts, das ich vor einiger Zeit auf mehreren 5,25" Floppy-Disks auf dem Dachboden fand.

Zunächst hatte ich nur die ersten Seiten einigen Freunden über das Internet zu lesen gegeben , erhielt dann aber soviel Resonanz und Bitten nach einer Veröffentlichung weiterer Teile des Manuskriptes, dass ich daran gegangen bin, die Fortsetzung zu rekonstruieren.

Dies gestaltete sich jedoch schwieriger als erwartet, da mein alter Computer (der mit dem 5,25"-Floppy-Disk-Laufwerk) die Jahrzehnte lange Lagerung (Sommer wie Winters) auf dem Dachboden nicht überstanden hatte.

Der Versuch, das alte Laufwerk an meinen aktuellen PC anzuschließen, misslang. Offenkundig war es ebenfalls defekt. Und als ich dann über Ebay ein passendes Laufwerk ergattert und mit Mühe "lauffähig" bekommen hatte, stellte sich heraus, dass sämtliche der "wabbeligen Scheiben", auf denen ich weitere Kapitel vermutete, inzwischen unlesbar geworden waren.

Erst mit Hilfe eines Computerfreaks und dessen Spezialsoftware gelang es, ein weiteres Kapitel kryptisch zu rekonstruieren.

An den meisten Stellen konnte ich fehlende Teile anhand der verbliebenen Buchstaben zuverlässig ergänzen, an einigen Stellen war ich dar-

auf angewiesen, grammatisch und syntaktisch passende Vervollständigungen selbst vorzunehmen.

Hierbei half mir, dass der Duktus des Autors, wenn auch eigenwillig und verschroben, so doch trotz seiner (unnötigen) Kompliziertheit relativ stereotyp und durchschaubar ist, sodass diese Ergänzungen sehr wahrscheinlich inhaltlich und stilistisch nichts verfälschen.

Der besseren Lesbarkeit willen, habe ich diese Stellen im Folgenden nicht gekennzeichnet.

Das Copyright liegt bei mir. Veröffentlichungen, auch einzelner Auszüge, sowie eine Weitergabe des Textes in anderer Form als durch einen Link auf die Homepage www.natadata.de oder dieser pdf-Datei, sind nur mit meiner Zustimmung erlaubt.

Der aktuelle Status der Rekonstruktion sowie ggf. eine Fortsetzung, findet sich unter der o.g. Internetadresse.

Hier nun die ersten 41 Seiten der...

Gespräche mit dem *GESANDTEN*

Vorwort¹

Dem, dass der vorliegende Bericht verfasst und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, liegt weder die Absicht zugrunde, die Menschheit davon in Kenntnis zu setzen, dass sich aus ihr nicht die einzigen intelligenten und bewussten Wesen rekrutieren - wer würde allein aufgrund der Aussage eines einzelnen Menschen solches glauben, und was würde es nützen? -, noch der Wunsch, dasjenige, was ich über das Wesen des Menschen vernommen habe, mitzuteilen - lediglich das akademische Interesse des einen oder anderen Philosophen oder Psychologen wäre mir gewiss - , nein, dieser Bericht verdankt seine Entstehung ausschließlich dem Rat meines Psychoanalytikers.

Seit der »Kontaktaufnahme« war es mir ebenso wenig möglich, etwas anderes, als meine Gespräche und Erfahrungen mit dem GESANDTEN zum Thema der Analysestunden zu machen, wie einen dritten Menschen daran teilhaben zu lassen. Da mein Analytiker bezüglich des Inhalts unserer Gespräche der Schweigepflicht unterliegt und diese sehr ernst nimmt, vermute ich, dass

¹ www.natadata.de/texte/manuskript/manuskript_vorwort.htm

hinter seinem Rat, »an die Öffentlichkeit zu gehen«, nicht nur die Einsicht steht, dass für mich aus therapeutischen Gründen ein coming out mittlerweile unvermeidbar ist, sondern sich auch sein Wunsch offenbart, nicht mehr alleiniger Mitwisser zu sein; denn spätestens seit dem Zeitpunkt, als er begann, die sonst streng gewahrte therapeutische Distanz zu verkürzen, keine klassischen psychoanalytischen Interpretationen mehr anbot und sein Nachfragen wie ungeschminkte, egoistischer Wissbegierde wirkte - ich befriedigte sie natürlich gerne, denn ich hatte die eigentliche Bedeutung der Analyse längst aus den Augen verloren - , wusste ich, dass er sich als Mitwisser empfand, und meine Berichte nicht mehr als interessante Protokolle schizoïder oder paranoïder Erlebnisse klassifizierte. Gleichwohl ist mir bis heute nicht klar, ob er meinen durchaus nicht immer mit voller Überzeugung vorgebrachten Beiteuerungen, ich könne zwischen Realität und Halluzination unterscheiden, glauben schenkt, schenken kann, denn er selbst muss sich ja wie ich die Hintertür der Pathologie offenhalten, um, so paradox es auch klingt, nicht wahnsinnig zu werden.

Kurz und gut, es ist ungefähr vier Monate her, dass er mich vor die Entscheidung stellte, meine Analyse bei ihm zu beenden oder einen möglichst detailgetreuen Bericht meiner Begegnungen zu verfassen und einem größeren Kreis interessierter Menschen zugänglich zu machen.

Für die authentische Rekapitulation der Ereignisse und Gespräche mit dem GESANDTEN wollte er mir gern seine umfangreichen Aufzeichnungen meiner »Beichten« zur Verfügung stellen. Und tatsächlich überreichte er mir das Allerheiligste eines Analytikers, seine Notizbücher, sofort, nachdem ich ihm einige Tage

später meine Entscheidung mitteilte. Die Spontaneität mit der dies geschah ließ lediglich das Bekreuzigen vermissen, um den Eindruck, es handle sich um einen langersehnten Absolutionsakt, perfekt zu machen.

Seit diesem Zeitpunkt ging ich nur noch einmal in der Woche zu ihm. Unsere Gespräche beschränkten sich auf Nebensächlichkeiten, bis er mich gegen Ende jeder Stunde und bereits außerhalb des analytischen settings scheinbar beiläufig fragte, ob ich denn weiterkäme. Dass ich mit meinen Aufzeichnungen fortfuhr, war in seinem ureigenen Interesse, wie seine Erleichterung mir verriet, wenn ich knapp bejahte. Dabei ging es ihm offenbar nicht mehr darum, meinen »Fall« möglichst bald in seinem Institut vorstellen zu können, wie es lange Zeit sein Wunsch gewesen war. Dagegen sprach die Tatsache, dass er seine umfangreichen Notizen, die ich ihm - nachdem ich sie kopiert hatte - auf seinen dringenden Wunsch wieder aushändigte, angeblich nicht mehr wiederfinden konnte, als ich während einer Stunde darum bat, meine Erinnerung bezüglich eines Gesprächs anhand früherer Äußerungen aufzufrischen.

Nein. Ihm ging es, mindestens so sehr wie mir selbst, um Entlastung.

Der interessierte Leser wird uns dies nachsehen.

I. Die Kontaktaufnahme

1. Der Brief²

Der letzte Tag meines trotz aller Wirrnisse recht durchschnittlichen Lebens war ein Mittwoch vor ziemlich genau neun Jahren. Ich verließ die Redaktion des kleinen Anzeigenblattes, bei dem ich damals beschäftigt war, mit der Perspektive, wieder einen Nachmittag und Abend damit erfolglos zubringen zu werden, mir über die Gründe, weshalb Marion mich verlassen hatte, Klarheit zu verschaffen. Seit über einem Monat lebte ich allein in unserer ehemals gemeinsamen Wohnung, und ich trug mich auf dem Nachhausewege mit dem Gedanken, die verbleibenden Stunden des Tages zu nutzen, um endlich zumindest alle mobilen Relikte unserer Beziehung aus meinem Gesichtskreis zu entfernen. Je näher ich meiner Wohnung kam, desto grimmiger wurde meine Entschlossenheit, sofort die große Seemannskiste aus dem Keller zu holen, um ihr, gleichsam in einem Bestattungsakt, all die Bücher, Schallplatten, Zahnbürsten, Bilder, Gedichte und Lidschattenstifte auf Nimmerwiedersehen anzuvertrauen, die mich seit Wochen quälten. Danach wollte ich ein Lasttaxi bestellen und... - aber es kam alles ganz anders.

Nachdem ich die Haustür aufgeschlossen hatte, in der Absicht, sofort nach dem Kellerschlüssel zu suchen, um meinen Entschluss

² www.natadata.de/texte/manuskript/manuskript_der_brief.htm

in die Tat umzusetzen, fiel mein Blick auf die am Boden verstreute Post. Zwei Briefe zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Der eine, weil es gerade eine dreiviertel Stunde her war, dass ich mit seinem Absender gesprochen hatte - es war mein Chef -, und der andere, weil er handschriftlich adressiert war. Der erste Brief enthielt die lakonische Aufforderung »so bald wie möglich« meine Lohnsteuerkarte mitzubringen (wir hatten Ende Mai).

Der zweite Brief veränderte alles.

Mein Denken, mein Weltbild, mein Leben, alles hat sich seitdem radikal gewandelt.

Aber der Reihe nach...

Durch die unerwartete Post trat mein ursprünglicher Plan vorerst in den Hintergrund. Ich ging wie üblich in die Küche um mir den vom Frühstück übriggebliebenen Kaffeerest aufzuwärmen. Eine meiner ersten Anschaffungen als Single war ein Mikrowellenherd gewesen, dessen Einsatz sich allerdings bislang auf die Erwärmung von Getränken und das Auftauen von Tiefkühlkost beschränkt hatte. Ich selbst schien mir nicht der Mühe wert, frischen Kaffee zuzubereiten, was für das Kochen generell galt, obwohl ich, wie Marions Freundin immer stolz behauptet hatte, der beste und leidenschaftlichste Koch unter ihren männlichen Bekannten war.

Nachdem ich unter erneutem Konsultieren der Bedienungsanleitung den Mikrowellenherd programmiert hatte und nur noch das penetrante Piepen ausstand, das einen aufgewärmten kalten Kaffee verkünden würde, nahm ich die beiden Briefe zur Hand. Der Brief meines Chefs erschien mir wichtiger, zumal der zweite Brief kei-

nen Absender erkennen ließ. Außerdem vermutete ich schon seit Tagen, dass meine momentane Gemütsverfassung - mein Chef hatte mir bereits des öfteren gedankliche Abwesenheit attestiert - nicht ohne Konsequenzen bleiben könne. Umso erleichterter war ich, mich lediglich an die schon zum x-ten Male angesprochene Steuerkarte erinnert zu sehen. Ich nahm mir vor, heute die Suche nach ihr ernsthaft aufzunehmen und wandte mich dem zweiten Brief zu.

Er hatte das Format eines Privatbriefes, d.h. sein Umschlag war gerade groß genug, um einem einmal längs und einmal quer gefalteten DIN-A-4 Bogen genügend Platz zu bieten. Keiner meiner Freunde würde einen jener von offiziellen Stellen oder Firmen bevorzugten länglichen Briefumschläge verwenden, die das umständlichere parallele Falten des Briefpapiers verlangten. Das nächste, was ich routinemäßig überprüfte, war, ob sich irgendwo der stets enttäuschende Hinweis »Drucksache« befand. Dem war nicht so, was mich freute und mit Erwartung erfüllte, zumal der Brief als Brief frankiert war, denn so konnte ich sicher sein, dass mich keine als Rundschreiben versandte Einladung zu einer Vernissage oder ähnlich langweiligen »Ereignissen« erwartete, auf denen die Frage nach meiner Freundin in der üblichen unverbindlichen »was macht eigentlich...?« Form sicher früher oder später gestellt worden wäre. Über die Briefmarke weiß ich nur noch, dass sie mir nicht aufgefallen war. Wahrscheinlich war sie eine der uninteressanten und unästhetischen Standardmarken, die man stets dann am Postschalter bekommt, wenn man keine besonderen Wünsche äußert.

Nachdem es mir misslang, den Brief mit den Fingern zu öffnen, weil er rundum bündig verklebt war, und ich mich nicht ent-

schließen konnte, ihn einfach aufzureißen, piepte die Mikrowelle; aus unerfindlichen Gründen genau dreimal. Die von mir programmierten fünfunddreißig Sekunden - genau dreißig Sekunden waren in der Bedienungsanleitung für das Erhitzen einer Tasse Flüssigkeit vorgeschlagen, aber ich habe es noch nie eingesehen, weshalb das aufgrund der Fingerzahl des Menschen etablierte und somit kontingente Dezimalsystem in allen Lebensbereichen bestimmte Quantitäten auszeichnen sollte - waren verstrichen, der kalte Kaffee also wieder heiß.

Ich konnte unmittelbar keinen als Brieföffner geeigneten Gegenstand ausfindig machen, aber dies war nicht der einzige Grund, warum ich den Brief wieder zur Seite legte. In meinen Gedanken war ich immer noch mit der Inventur der Hinterlassenschaften meiner ehemaligen Freundin beschäftigt. Mir wurde mehr und mehr bewusst, dass dem erhofften Gefühl der Befreiung - Kiste zu, Vergangenheit tot -, wenn es sich denn überhaupt einstellen sollte, viele schmerzhafte Momente der Erinnerung und des Abschieds vorhergehen würden. Bei meinen diversen Umzügen hatte sich meine Schwierigkeit, mich von gegenständlichen Zeugen meiner Vergangenheit zu trennen, immer besonders deutlich gezeigt. Es war mir jedes Mal lieber gewesen, hunderte von Kartons in neue Wohnungen, auf Böden, in Keller zu schleppen, als Bücher, Schallplatten oder irgendwelchen Krimskram, der mir einmal etwas bedeutet hatte, der Müllabfuhr anheim zu stellen. Mein Analytiker hatte mir schon des öfteren nahegelegt, diese Sammelleidenschaft, dieses Aufbewahren von längst Verdautem oder »Ausgekotztem« - wie er sich in seiner bildlichen Sprache auszudrücken pflegte - nicht nur als Ausdruck meiner Verlust- und Trennungsängste, meines nicht in mir konsolidierten Selbstwert-

gefühls oder meiner »typisch maskulin linear-progressiven Lebenskonzeption«, zu sehen, die es mir - so eine seiner Thesen - nicht erlaubt, einmal Erlebtes, Erworbenes, Gewusstes, Verstandenes wieder zu verlieren, aufzugeben oder zu vergessen, sondern auch als ein weiteres Indiz für das zu begreifen, was er die »Uneigentlichkeit« meines Lebens nannte. Dieses Wort - eines seiner Lieblingswörter, zumindest wenn es um mich ging - hatte mich immer verblüffend an den Jargon Adornos erinnert. Verblüffend deshalb, weil mir die Frankfurter Schule (nachdem ich sie »verließ«) immer allzusehr am Narzissmus, verbunden mit einer intoleranten Disziplinlosigkeit des Denkens zu kränkeln schien, und damit in meinen Augen genau die Eigenschaften hatte, die meinem Analytiker am meisten zuwider waren. Ich habe bis heute nicht verstanden, was genau er eigentlich mit »Uneigentlichkeit« meinte, obwohl ich stets fühlte und in einem gewissen Sinne auch wusste, dass kein anderer Begriff die Grundstimmung meines damaligen Lebens hätte trefflicher beschreiben können. Aber zurück zu jenem mysteriösen Brief.

Ich tat mich also schwer damit, die Aufräumarbeiten in Angriff zu nehmen, und zögerte deshalb die Öffnung des Briefes hinaus. Möglicherweise hatte ich die vage Hoffnung, ich könnte mich aufgrund seines Inhalts genötigt sehen, meine Pläne für den verbleibenden Teil des Tages zu ändern, und wollte mir diese nicht allzu schnell nehmen. Dieser unbewusste Wunsch - ich hatte schon seit langem gelernt, mir Wünsche, Absichten, Befürchtungen, Meinungen usw. zuzuschreiben, die ich bewusst nie hatte, die mir sogar verwerflich, unbegründet oder falsch erschienen - dieser unbewusste Wunsch hat sich dann auch auf eine völlig unvorhersehbare Weise verwirklicht.

Ich holte meinen Kaffeebecher aus der Mikrowelle und setzte mich ans Küchenfenster, von dem aus ich einen guten Blick auf das gegenüberliegende Bistro habe. Wieder schweiften meine Gedanken ab zu jenem Abend, an dem Marion und ich unser als »klärend« deklariertes Gespräch hatten. Ich erinnerte mich genau an ihr »ab jetzt nicht mehr« als Antwort auf die immer gleiche, mangelhafte Deutschkenntnisse offenbarende Frage des Wirts: »Dasselbe wie immer?«. Ich hatte es seit diesem Abend nicht mehr über mich gebracht, das Bistro zu betreten, wie ich überhaupt jeden Platz mied, an dem man mich, an dem man uns kannte.

Es half nichts. Ich musste mich wieder unter Menschen begeben können, ich musste endlich aufhören, mich selbst unter einen Rechtfertigungsdruck zu setzen (»ihr wart doch das ideale Paar, wie konnte es denn bloß dazu kommen«), ich musste lernen, auf Mitleids- und Verständnisäußerungen nicht aggressiv zu reagieren (»ich weiß genau, wie Dir zumute ist«) ich musste wieder ein normales Leben führen können; und eine Voraussetzung dafür war, dass ich meiner Vergangenheit und meinem Schmerz nicht mehr ausweichen würde.

Das einzige was mich in diesem Moment noch davon abhielt, ihre übriggebliebenen Utensilien zusammenzusuchen und endlich in meiner Wohnung Klarschiff zu machen, war der Brief, den ich in den Händen hielt. Ich ergriff die auf der Fensterbank liegende Nagelschere, und während ich sie zum Aufschneiden ansetzte, betrachtete ich noch einmal den Umschlag. Schon an der Haustür, als ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte, schien mir die Handschrift seltsam vertraut zu sein. Mein erster Gedanke hatte, wie hätte es anders sein können, Marion gegolten, aber nachdem ich

sie innerhalb eines Sekundenbruchteils als Absenderin ausgeschlossen hatte (ihre ausgeprägte und filigrane Handschrift ähnelte nicht im Entferntesten der kindlich anmutenden auf dem Umschlag), habe ich dem Schriftbild keine weitere Aufmerksamkeit mehr geschenkt. Jetzt jedoch fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Es war meine Handschrift, der Brief war in meiner eigenen Handschrift adressiert.

Meine erste Reaktion war eine relativ gelassene Verwunderung. Fast schmunzelt suchte ich zunächst die Erklärung in meiner Zerstreutheit, welche Freunde und Kollegen mir in den letzten Tagen oft (und von mir jedesmal mit einem wohl doch ungerechtfertigten Dementi erwidert) attestiert hatten: Offenbar hatte ich geistesabwesend meine Anschrift auf einen Umschlag geschrieben, der einen Brief für »wer weiß wen« enthielt. Aber auch meinen eigenen Vor- und Zunamen? Nein. Eine solche Fehlleistung schloss ich definitiv aus. Ich versuchte, die spärlichen Spuren des Poststempels zu lesen, konnte aber den Absendeort nicht entziffern. Lediglich die aktuelle Monats- und Jahreszahl waren deutlich erkennbar. Der Brief war also erst vor kurzem aufgegeben worden.

Ein diffuses Gefühl der Beunruhigung ergriff mich, und schnell versuchte ich mich - vergeblich - zu erinnern, ob ich mir, vielleicht aus der Firma, selbst etwas geschickt hätte, um so möglicherweise... ja, was eigentlich? Ich hatte mir noch nie selbst geschrieben und - Zerstreutheit hin und her - es ergäbe auch keinen Sinn, da ich seit geraumer Zeit nach der Arbeit immer nach Hause gekommen war und auch nie etwas anderes vorgehabt hatte; warum sollte ich mir also selbst etwas geschickt haben, was ich doch hätte gleich mitnehmen können?

Die Beunruhigung wuchs, als mir klar wurde, dass ich mich beim besten Willen nicht erinnern konnte, in den letzten Tagen (und Wochen) überhaupt einen Brief (zumal handschriftlich adressiert) geschrieben oder abgeschickt zu haben.

Was ich in den Händen hielt, stammte nicht von mir!

Und dennoch, es war meine Handschrift! Ich betrachtete den Umschlag noch einmal genau. Es gab keinen Zweifel. Jedes Detail des Schriftzugs stimmte. Und nicht nur das, auch die Art und Weise wie die Anschrift plaziert war, der freihändig und dennoch gerade gezogene Strich unter der Postleitzahl und dem Ort, die, einen billigen Kugelschreiber verratende Farbe und Linie: Alles entsprach so haargenau meinen eigenen Gewohnheiten, dass ich mich einen Augenblick lang bang fragte, ob ich nicht doch vielleicht selbst...; aber das konnte nicht sein. Weder ich noch mein Analytiker hatten jemals auch nur das kleinste Anzeichen für Schizophrenie an mir feststellen können. Nein, die Erklärung musste irgendwo anders liegen. Meine Verwirrung war vollständig.

Mit zitterigen Händen schnitt ich den Umschlag auf und entnahm ihm einen weißen, akkurat gefalteten und auch ansonsten völlig normalen DIN-A-4-Bogen, der etwa bis zur Hälfte maschinell beschrieben war. Meine erste Reaktion war die Erleichterung darüber, nicht erneut meine eigene Handschrift zu erblicken. Auch war das Schriftbild weder das meiner alten mechanischen Schreibmaschine, noch glich es dem der elektrischen, die wir damals in der Redaktion verwendeten. Erst nachdem ich dies überprüft hatte, begann ich zu lesen. Ich benötigte nicht die Aufzeichnungen meines Analytikers, um den Inhalt des Briefes korrekt wiederzugeben.

Niemals werde ich vergessen, mit welchen Worten alles anfing.
Auf dem Papier stand:

ES IST DEM VORSCHLAG UND DER FÜRSPRACHE EINES AKASHASTEN ZU VERDANKEN, DASS IHNEN EIN SEHR SELTENES UND EHRENVOLLES ANGEBOT UNTERBREITET WERDEN KANN, WELCHES, SO SIE SICH DENN BEREIT FÜHLEN UND GENÜGEND MUT UND ENTSCHEIDUNGSKRÄFTIGKEIT AUFBRINGEN KÖNNEN, UM DIE DAMIT VERBUNDENE VERANTWORTUNG UND GEFAHR AUF SICH ZU NEHMEN, ERKENNTNISSE UND EINSICHTEN GARANTIERT, DIE NUR SEHR WENIGEN PERSONEN ZUTEIL WERDEN UND DAS MENSCHLICHE MASS DES VORSTELLBAREN WEIT ÜBERSCHREITEN.

IHRE GEGENLEISTUNG IST NICHT MATERIELLER ART.

KOMMEN SIE (NUR SIE !) MORGEN UM 20⁰⁰ UHR IN DAS RESTAURANT DES HIESIGEN „INTERCONTINENTAL“ HOTELS.

EIN GROSSES ABENTEUER STEHT IHNEN BEVOR.

P.S.: LESEN SIE ALLES NOCH EINMAL; PRÄGEN SIE SICH ORT UND ZEITPUNKT EIN.

UM NICHT IN UNBEFUGTE HÄNDE ZU GERATEN, WIRD DIESER BRIEF VERSCHWINDEN. FASSEN SIE DIES ALS EIN ZEICHEN SEINER WAHRHEIT AUF!

Auch nachdem ich den Brief ein zweites Mal gelesen hatte, blieb ich ratlos. Hätte ich nur den Bogen in der Hand gehabt, wäre es ein Leichtes gewesen, ihn als einen wenn auch noch unverständlichen Scherz, eine Spinnerei, als Werbung für irgendeine obskure Sekte, auf jeden Fall als etwas nicht Ernstzunehmendes zu betrachten; aber da war noch der Umschlag mit meiner Handschrift. Der Absender musste mich sehr gut kennen, möglicherweise selber Privatbriefe von mir erhalten (beruflich benutzte ich nur die Schreibmaschine) vor allem aber keine Mühe gescheut haben, um - möglicherweise mit Hilfe eines Graphologen - Schrift und Stil perfekt zu imitieren. Im Geiste ging ich alle Leute durch, denen ich in den letzten Jahren etwas Handschriftliches habe zukommen lassen, insbesondere diejenigen, denen ich einen Sinn für Dramatik oder einen Hang zur Esoterik, zur Mystik, zum Okkulten unterstellte (der Begriff »Akashast« ließ mich diffus in diese Richtung assoziieren), doch da ich im Unklaren über den Zweck des Schreibens war, blieb ich ohne Vermutung. Besonders die Passage mit dem »Verschwinden« des Briefes, die allzusehr nach James Bond klang, schien mir dann doch zu dick aufgetragen, um sie einen meiner Freunde zu unterstellen. Außerdem bestätigte sie mich in der bequemen Vermutung, jemand wolle sich einen »Scherz« mit mir erlauben.

Ich hatte jedoch nur ungefähr fünf Minuten Zeit meinen Gedanken nachzugehen, bevor das Telephon klingelte. Es war Mariam und ich wusste nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern

sollte, dass sie meine Überlegungen unterbrach. Sie benötigte für ein Referat in Psychologie das Geleitwort von C. G. Jung zum Bardo Thödol, dem Tibetischen Totenbuch, das sie noch irgendwo in meinen Regalen wähnte, und bat mich darum, es für sie herauszusuchen. Mit »Ich komme dann so in 'her Stunde vorbei, o.k.?« beendete sie das Gespräch, ohne eine Antwort abzuwarten. Scheinbar schien es ihr undenkbar, dass ich etwas anderes vorhaben könnte, oder nicht sofort bereit wäre, aufgrund ihrer Ankündigung vorbeizukommen, alles andere abzublasen. Ich war wütend über die Selbstverständlichkeit, mit der sie offenbar meinte, über meine Zeit bestimmen zu können, und vergaß darüber zunächst den Brief. Doch die Wut hielt nicht lange vor.

Ich verstehe bis heute nicht, weshalb mich trotz meiner damaligen Stimmung, meiner Einsicht in die Dynamik unserer Beziehung und entgegen meinen festen Vorsätzen, die Aussicht auf das erste Wiedersehen mit Marion nach ihrem Auszug offenbar auch in freudige Erregung versetzte, da ich alles stehen und liegen ließ, und sofort die Suche nach ihrem Buch aufnahm. Ich brauchte nicht lange, um es auf dem obersten Regal direkt unter der Decke zu erspähen. Die Leiter stand auf dem Balkon. Auf dem Weg dahin kam ich am Badezimmer vorbei und konnte nicht umhin, mich ganz entgegen meiner Gewohnheit ein zweites Mal zu rasieren und ein after shave aufzutragen. Schließlich fand ich mich mit einem frischen Hemd auf der Leiter wieder – im Betrachten einer Ansichtskarte (von mir an Marion) aus San Francisco versunken, die ihr offensichtlich als Lesezeichen gedient hatte - als ich durch das vertraute dreimalige Türklingeln aus meinen Träumereien gerissen wurde.

Ich musste wohl beinahe eine dreiviertel Stunde auf der Leiter verbracht haben, in Erinnerungen schwelgend, denn Marion kam niemals früher als angekündigt. Ich bemühte mich, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen, nahm auf dem Weg zur Tür noch schnell einen Schraubendreher in die Hand, um beschäftigt zu wirken, und drückte, ohne mich durch die Sprechlanlage zu gewissern, ob es tatsächlich Marion war, auf den automatischen Haustüröffner. Aus dem Treppenhaus herauf vernahm ich ihre Stimme: »Bist du so gut und bringst mir das Buch kurz 'runter« - auch dies keine Frage, sondern eine Aufforderung - »ich versperre mit meinem Wagen die Straße«.

Diesmal konnte ich keine Ruhe bewahren. Aufgebracht lief ich zu ihr herunter und schrie sie an, sie solle sich ihr verdammtes Buch gefälligst selbst holen (es läge auf dem Schreibtisch) und dabei gleich auch den anderen Mist mitnehmen, der von ihr noch bei mir herumliege; ich würde mich schon um einen Parkplatz für ihre Schrottkarre kümmern.

Ohne Wort und Blick ging sie an mir vorbei in das Haus und ich setzte mich in's Auto.

Auf ihrer Stereoanlage (von mir zusammengebastelt und eingebaut) lief eine Kassette mit Erik Satie (von mir für ihr Auto aufgenommen), dessen Musik in diesem Moment wohl den Ausschlag dafür gab, dass meine Wut einer angenehm distanzierten Melancholie wichen. Ein Bekannter von uns verließ das Bistro und warf mir noch einen grüßenden Blick zu, bevor er in seinen Wagen stieg. Mir war egal, was er gedacht haben mag, als er mich in Marions Auto sah; sollten sie doch alle anrufen und fragen, ob wir uns

wieder versöhnt hätten, das nein wird mir leicht von den Lippen kommen. Ich fuhr in die Parklücke, stellte den Motor aus und lauschte noch ein paar Minuten der Klaviermusik. Dabei stellte ich fest, dass der Aschenbecher voll filterloser Zigarettenstummel war; entweder musste Marion wieder das Rauchen angefangen haben, oder öfter einen Raucher als Beifahrer haben (ich dachte dabei sofort an einen Mann), es kümmerte mich jedoch nicht weiter.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war (die Kassette war abgelaufen), als ich Marion im Rückspiegel erblickte. Sie trug einen Haufen Sachen in einem Wäschekorb mit sich; es war wohl der, den sie von ihrer Freundin vor Jahren randvoll mit Ostereiern geschenkt bekommen hatte (Marion hat im April Geburtstag), was uns beide Magenbeschwerden und einige zusätzliche Pfunde einbrachte. Nun gut, auch der Korb wird mich zukünftig nicht mehr mit Erinnerungen traktieren. Sie versuchte, ihn in den wie immer mit diversen Sachen kunterbunt gefüllten Kofferraum unterzubringen, wobei sie sich von mir nicht helfen lassen wollte, sagte noch, ich müsse meine Wohnung »mal wieder aufräumen« (wie recht sie damit hatte, sah ich erst nachdem ich wieder in der Wohnung war, in der sie auf der Suche nach ihren Sachen alles durcheinander gebracht hatte), verabschiedete sich mit einem »Bis dann...« (wann ?) und fuhr davon.

Ich ging zurück in die Wohnung, die mir wie ein verlassenes Schlachtfeld vorkam, und begann damit, etwas Ordnung zu schaffen. Irgendwie fühlte ich mich befreit, obwohl der Rauch in der Luft (also doch kein anderer Mann !) zunächst noch unangenehm an Marions Auftritt erinnerte. Während des Aufräumens war ich in einer fast euphorischen Stimmung, die jedoch nach einiger Zeit

einer merkwürdigen Empfindung von Leere wich. Obendrein hatte ich das undeutliche Gefühl, etwas Wichtiges vergessen oder unerledigt gelassen zu haben. Mir stand der Abend bevor und ich führte meine Stimmung auf die noch immer ungewohnte Situation zurück, ihn mir selbst, ohne Vorschlag, Direktive oder Disput gestalten zu können, zu müssen. Als ich in meinen Überlegungen bei der Frage anlangte, was ich eigentlich am vorhergehenden Abend getan, nein, gelesen hatte, fiel mir der Brief wieder ein.

Ich ging in die Küche um ihn noch einmal zu lesen, aber er war - verschwunden. Auch den Umschlag konnte ich nicht finden. Auf dem Tisch lagen nur noch die Nagelschere und der Brief meines Chefs, ansonsten das übrige Chaos, das ich mehrmals erfolglos durchsuchte. Mich überlief ein Schauder und ich bekam eine Gänsehaut.

Obwohl ich mir völlig sicher war, ihn in der Küche gelassen zu haben, durchsuchte ich mit zunehmender Nervosität sorgfältigst auch die anderen Zimmer (einschließlich des Badezimmers und meines gewechselten Hemdes).

Nach über einer Stunde gab ich es auf und rief Marion an. Sie hatte ihre Sachen schon längst ausgepackt und keinen Brief gefunden. Ich bat sie, noch einmal genau im Bardo Thödol nachzusehen, aber sie fand lediglich die Ansichtskarte mit der Golden Gate Bridge. Darüber hinaus schwor sie Stein und Bein, meine Küche überhaupt nicht betreten zu haben (»Die nehm' ich mir ein anderes Mal vor«).

Dann wollte sie noch wissen, was für ein bedeutender Brief es denn gewesen sei, da sie hinter meinem Anruf (dem ersten seit

Wochen) wohl andere Gründe vermutete, aber ich erzählte ihr nur irgend etwas von einem Rechtsstreit wegen eines Zeitschriftenabonnements und tat ihr nicht den Gefallen, auf unser »Treffen« einzugehen. Danach haben wir nie wieder über den Brief gesprochen.

Nachdem ich aufgelegt hatte überprüfte ich kurz den Verdacht, Marion könne irgendwie hinter der ganzen Sache stehen, und kam zu dem Schluss, dass dies völlig absurd war. Schließlich hatte ich sie entgegen ihrer ursprünglichen Absicht bewogen, in meine Wohnung zu kommen, was sie also nicht eingeplant haben konnte, um den Brief zu entwenden. Außerdem hätte ich ihn ja auch bei mir tragen können. Und abgesehen von der Tatsache, dass dies alles überhaupt nicht zu Marion passte, war sie eine sehr schlechte Schauspielerin. Ich hatte sie immer durchschaut, wenn sie mir etwas vorflunkern oder verheimlichen wollte, und ihr ganzer Auftritt heute, ihre Worte am Telephon, schienen mir absolut authentisch gewesen zu sein. Nein, Marion hatte damit nichts zu tun.

Der Brief war verschwunden.

Mir war auf einmal sehr unheimlich zu Mute.

2. Die Verabredung³

Ich musste irgendetwas tun. Ich konnte nicht mehr in meiner Wohnung bleiben und ging deshalb zunächst in den nahegelegenen Park. Es war mittlerweile gegen 20.00 Uhr, aber noch sehr hell. Den ganzen Tag über hatte die Sonne geschienen und immer noch lagen und spielten halbnackte Menschen, Studenten, Kinder auf der Wiese. Türkische Familien nutzten den Vorboten des Sommers zu einem Picknick. Frisbees flogen durch die Gegend, Hunde tobten, winterlich angezogene Alte fütterten die Tauben; ein Hauch von Marihuana war zu vernehmen, schnell wieder dominiert von Knoblauch- und Bratwurstduft. Hier und da plärrte ein Radio, klimperte eine Gitarre, erklang eine Flöte...

Alles war so normal, so selbstverständlich, und erschien mir doch wie ein Magisches Theater, in dem mir keine Rolle zugewiesen war und ich auch keine mehr würde finden können.

Ich verließ den Park und das Viertel. Vor jeder Kneipe standen Stühle auf der Straße, und ich war froh, keinen Bekannten getroffen zu haben. Gewohnheitsmäßig schlug ich den Weg zum Verlag ein. Um diese Zeit würde ich keinen Kollegen mehr antreffen und vielleicht etwas Ruhe finden, dachte ich, doch vor dem Haus traf ich unversehens auf unseren Volontär, der mich auch prompt ansprach. Ich sagte bezeichnenderweise irgendetwas von einem wichtigen Termin und, dass ich schnell mein Auto holen müsse,

³ www.natadata.de/texte/manuskript/manuskript_die_verabredung.htm

blieb dabei jedoch nicht stehen und verhinderte so eine Unterhaltung. Mein Wagen stand noch auf dem Verlagsgelände, wo ich ihn oft stehen ließ, wenn ich ihn am Abend nicht mehr benötigte, um so zumindest noch zu einem Spaziergang zu kommen und der Parkplatzsuche ledig zu sein. Da ich mich beobachtet fühlte, stieg ich ein und fuhr los.

Ich weiß nicht mehr, wie lange und wo ich gefahren bin, bevor ich mich in der Gegend des Interconti Hotels wiederfand; ich erinnere mich nur, einmal am Haus meines Analytikers vorbeigekommen zu sein, doch ihn um eine Extrastunde zu bitten (die nächste reguläre hatte ich am Freitag), kam mir nicht in den Sinn. Ich fand einen Parkplatz (was in unserer Stadt jedesmal erwähnenswert ist) und betrachtete das Hotel etwas genauer. Es war mir bislang nicht aufgefallen, und das war bei der langweiligen postmodernen Betonfassade auch nicht verwunderlich. Kein Platz in der Welt schien mir ungeeigneter für »ein großes Abenteuer«.

Im eleganten Foyer fühlte ich mich von missbilligenden Blicken verfolgt, die sicherlich nur auf meine Kleidung zurückzuführen waren, die ich jedoch auch bereit war, anders zu deuten - ich wusste nur nicht, wie. Ich erschrak, als mich ein livrierter Herr mit der Frage ansprach, ob er etwas für mich tun könne. Da es sich eindeutig um einen Hotelangestellten handelte, kam mir nichts anderes in den Sinn, als nach dem Restaurant zu fragen, und ich bekam dann auch zur Antwort, dass sich dieses im fünften Stockwerk befände, man mich dort jedoch wegen meiner unangemessenen Kleidung nicht werde einlassen können. Indirekt gab er mir zu verstehen, dass sich das "Unangemessene" meiner Jeans und Turnschuhe - da ich nun einmal kein bekannter Popstar oder Tennisspieler war - auf

das Hotel schlechthin beziehe, und ich besser daran täte, dieses sofort zu verlassen. Ich wusste selbst nicht, weshalb ich eigentlich hergekommen war, und sah deshalb keinen Grund, mich seiner impliziten Aufforderung zu widersetzen.

Wieder im Auto kontrollierte ich meine gegenwärtige Gemütsverfassung und stellte fest, dass mir sehr unwohl bei dem Gedanken war, allein in meiner Wohnung zu sein. Gleichzeitig wollte ich mit niemanden sprechen. Ebensowenig konnte ich mir vorstellen, am nächsten Tag ganz normal zu arbeiten. Ein Blick in meine Brieftasche (das Geld reichte) und den Kofferraum (der Schlafsack war da) machten meinen Entschluss perfekt. Ich rief meinen Kollegen an und meldete mich für den Rest der Woche ab, fuhr zum nächsten Imbiss, dann zur Tankstelle, wo ich meinem Wagen 20 Liter Diesel und mir 0,7 Liter Whisky besorgte, und dann an die See.

Es war kälter als ich gedacht hatte - ich hatte die ganze Nacht im Auto zugebracht -, war unausgeschlafen, hungrig und hatte einen ziemlichen Kater, aber ich kannte ein Vergnügungsschwimmbad in der Nähe, in dem es neben heißen Duschen auch ein reichhaltiges Frühstücksbüfett gab. Auch hier fühlte ich mich ziemlich deplaciert. Weder war ich Tourist, noch Tagesausflügler, auch hatte ich nicht die Absicht, mich in einer künstlichen Tropenlandschaft zu amüsieren. Nachdem ich geduscht und gut gefrühstückt hatte (ich hatte wohl bereits im Hinterkopf, dass es bis um 20:00 vorhalten musste), ging ich spazieren. Die frische Seeluft tat mir gut. Viele Familien begegneten mir und entgegen meiner Gewohnheit, grüßte ich wildfremde Menschen. Ich fühlte mich sehr wohl in meiner Haut, ruhig und ausgeglichen. Die Fremdheit, die Anders-

artigkeit, die ich oft empfand, wenn ich mich "unters Volk" mischte, spürte ich auch diesmal, aber ich empfand das Gefühl des "nicht Dazugehörens" nicht als schmerzlich. Ich war voll und ganz einverstanden mit der Rolle, die das Schicksal, die ich mir gegeben hatte, und spürte eher so etwas wie Stolz, als Einsamkeit. Die wenigen Gedanken die ich hatte, kreisten zwar um Marion und mich, bezogen sich aber nicht wie sonst auf die Vergangenheit. Ich dachte über die Zukunft nach: Wie würden wir miteinander umgehen, was könnten wir aus dem Scheitern unserer Beziehung lernen?

Seit diesem Tag an der Küste habe ich nie mehr im Zorn zurück geblickt. Genau besehen, habe ich an diesem Tag überhaupt emotional Abschied von Marion genommen, hat sie für mich ihre Bedeutung als Frau, ja als Person verloren. Ob es nun bedauerlich ist oder nicht, wenn ich ehrlich bin, muss ich meinem Analytiker rechtgeben, der einmal konstatierte, dass ich Marion seit dem zu einem »Fall« degradierte und unsere Beziehung zu einem »Muster«, das es galt, nicht zu wiederholen. Ob dies eine "gesunde" Reaktion auf eine, auf diese gescheiterte Beziehung war, oder vielmehr Indiz für den wichtigsten Grund des Scheiterns, sei dahingestellt. Für den Leser dieses Berichtes bleibt zu bemerken, dass seit diesen Tagen für mich jedenfalls alles nicht mehr so ist, wie es früher war.

Ich weiß nicht mehr, wann genau mein Entschluss fiel, die einseitige "Verabredung" im Interconti einzuhalten, auf jeden Fall war er nicht Resultat eines bewussten Abwägens. Auch beunruhigten mich die Umstände der "Einladung" nicht mehr. Über meine damaligen Motive bin ich mir nicht vollends im Klaren; sicherlich

spielten Neugierde, der Wunsch, etwas "vorzuhaben" und wohl auch ein wenig "Abenteuer"-lust eine Rolle.

Jedenfalls war ich gegen 18:00 wieder zu Hause. Post war nicht da und es roch nach kaltem Rauch.

Ich zog mir ein weißes Hemd an, quälte mich fast eine halbe Stunde mit einem Krawattenknoten herum, holte meinen einzigen Anzug hervor und bestellte ein Taxi. Um 19:30 betrat ich dann erneut das Interconti. Ich schlenderte durch die angegliederten exquisiten Läden und verbarg meine nunmehr doch aufkommende Nervosität so gut ich konnte hinter einer geschäftsmännisch gleichgültigen Miene. Um zehn vor acht fuhr ich mit dem Fahrstuhl in den fünften Stock.

Im Restaurant standen ungefähr zwanzig Tische, nur an jedem vierten saßen Gäste. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir nicht überlegt, wie ich mich verhalten sollte, falls alle Tische besetzt gewesen wären, und ich war froh, dass diese peinliche Situation nicht gegeben war. Ich sah mich kurz um, entdeckte aber kein bekanntes Gesicht. Gerade wollte ich einen der leeren Tische ansteuern, als mich ein Herr im Smoking oder Frack (ich bekomme das immer durcheinander) fragend mit meinem Nachnamen ansprach. Ich bestätigte kurz, und er führte mich mit der konditional verbrämten höflichen Aufforderung »wenn Sie mir bitte folgen würden...« an einen etwas separat stehenden Tisch direkt am Fenster, rückte mir genau den Stuhl zurecht, auf dem ich mich hätte umdrehen müssen, wenn ich das Restaurant überblicken wollte, entfernte noch schnell das "Reserviert"-Schild und verschwand so schnell wie er gekommen war. Ich setzte mich sofort auf die gege-

nüberliegende Seite des Tisches, um zumindest sehen zu können, wer oder was da auf mich zukommen sollte. Der Tisch unterschied sich außer durch seine periphere Lage, die es ermöglichen würde, auch etwas lauter zu reden ohne befürchten zu müssen, an den Nebentischen verstanden zu werden, nur dadurch von den anderen Tischen, dass eine seiner Seiten direkt an dem bis zum Boden reichenden Fenster stand, er also nur von maximal drei Personen gleichzeitig benutzt werden konnte, während die anderen Tische einem Quartett genügend Platz boten. An der dem Fenster gegenüberliegenden Seite des Tisches stand jedoch kein Stuhl, was sicher nicht auf einen Mangel an Mobiliar zurückzuführen war; ich hatte also nur eine Person zu erwarten. Auf dem Tisch war neben einem Blumengesteck und einer Weinkarte nichts weiter zu entdecken. Doch, im negativen Sinn, denn ein Aschenbecher fehlte, was ihn, wie ich schnell überprüfte, zusätzlich von allen anderen leeren Tischen unterschied. Alles war arrangiert, man schien fest mit meinem Erscheinen gerechnet zu haben.

Meine Unsicherheit wich einer angenehmen Spannung. Ich warf einen Blick auf die Weinkarte und versuchte herauszubekommen, welcher mir schmecken könnte, und muss dann wohl durch irgendetwas abgelenkt worden sein, jedenfalls schaute ich aus dem Fenster, als ich plötzlich jemanden sagen hörte: »Nice, to see you«.

Ich hatte ihr Kommen nicht bemerkt.

Mir gegenüber saß - Lila!

Die Stimme war mir sofort zutiefst vertraut, aber es dauerte einige Sekunden, bis sie mit meinem optischen Eindruck harmonierte:

Lila hatte sich ihre Haare abschneiden lassen, ihre langen, schwarzen, seidig schimmernden Haare, die mich immer fasziniert hatten. Sie trug jetzt einen jener Kurzhaarschnitte, die manche Frauen auf ähnliche Weise als Zeichen ihrer Emanzipation vom Patriarchat auffassten, wie die männlichen Angehörigen meiner Generation in der Pubertät die Länge ihrer Haare als Ausdruck ihrer Distanz zum Establishment.

Außerdem war sie sehr elegant gekleidet. Sie trug ein - ich glaube in grün gehaltenes - Kostüm, darunter eine weiße Seidenbluse, die erkennen ließ, dass sie immer noch auf einen BH verzichten konnte, schwarze Strümpfe und Pomps. Alles in allem machte sie den Eindruck einer erfolgreichen Managerin, was überhaupt nicht einher ging mit dem Bild, das sich mir nach unseren vorherigen Begegnungen eingeprägt hatte.

Nachdem ich realisiert hatte, wer mir gegenüber saß, stürmte eine Welle unterschiedlichster und scheinbar unvereinbarer Gefühle auf mich ein, die aufzulisten mich einst eine ganze Analysestunde gekostet hatte. Die dominantesten waren neben Erstaunen: Trauer, Angst und unbändige Freude. Trauer, weil ich (wie mir im Nachhinein klar wurde) während meiner Beziehung mit Marion und des Versuchs, mich nicht zuletzt mit der Ausübung eines "bürgerlichen" Berufes in die "normale" Gesellschaft zu integrieren, Lila und unsere gemeinsamen Erlebnisse fast vergessen oder beinahe vollständig verdrängt hatte - ich kam mir beinahe wie ein Verräter vor; Angst, weil ich spürte, dass mit diesem Treffen mein Leben nun endgültig aus seiner gegenwärtigen und im großen und ganzen doch bequemen und bewährten Bahn gerissen werden würde (Veränderungen waren mir immer ein Greuel); Freude, weil ich Lila

schlicht mochte, mehr noch, weil ich sie auf eine besondere Weise liebte und mich in ihrer Gegenwart stets wohl und auf eine unerklärliche Art aufgehoben fühlte, was mir, allzumal in meiner damaligen emotionalen Orientierungslosigkeit, sehr zu pass kam.

v

3. Lila⁴

Rückblende

Unsere Bekanntschaft und Freundschaft war zwölf Jahre alt. Ich erinnere mich noch an jedes Detail unseres ersten Zusammentreffens. Es war in einem kleinen Ort am Fuße des Himalaya gewesen, in dem ich am Ende meiner ersten Indienreise eigentlich nur einen nächtlichen Zwischenstopp einlegen wollte, da bis zum Rückflug von Katmandu nur noch eine Woche Zeit blieb. Ich war noch nie in Nepal gewesen, und wollte deshalb zumindest einige Tage dort verbringen, um einen Eindruck zu bekommen, was mir jedoch durch die Bekanntschaft mit Lila entgangen ist.

Etwas außerhalb des Dorfes hatte ich eine Privatunterkunft bei einem mir als *Sadhu* angepriesenen, aber durchaus sehr häuslichen und geschäftstüchtigen alten Mann gefunden, dessen Namen mir entfallen ist. Nachdem ich meinen Rucksack direkt vor dem Hausschrein deponiert und auf Anraten meines Wirtes Mantras murmelnd einige Früchte auf dem Altar *Shivas* und seines Gurus geopfert hatte, begab ich mich, der Sorge um mein Gepäck enthoben, auf den Weg zum nahegelegenen Fluss, um zumindest dem Ende der abendlichen Waschung der Arbeitselefanten beizuwollen, deren fröhliches Trompeten ich schon auf dem Weg zu meinem Domizil vernommen hatte. Noch bevor ich den Fluss ausmachen

⁴ http://www.natadata.de/texte/manuskript/manuskript_lila_1.htm

konnte, sprach mich jedoch ein halbwüchsiger indischer Junge mit dem obligatorischen «What's your name?» an, ergriff, ohne eine Antwort abzuwarten, mit einem komplizenhaften Lächeln meine Hand und führte mich bestimmt auf einen Seitenpfad. Merkwürdigerweise ließ ich damals ganz gegen meine Gewohnheit jegliche Vorsicht missen und folgte ihm. Auf meine Fragen antwortete er stereotyp aber freundlich: «wait !», so dass es meine Neugierde ist, mit der ich mir im Nachhinein mein argloses Verhalten erkläre.

Erst nach einigen Minuten schweigenden Nebeneinanderhergehens wurde ich gewahr, dass wir uns, wenn auch auf einem anderen Wege, wieder dem Dorf näherten. Die Abenddämmerung war inzwischen weit fortgeschritten, das Rot des Himmels zwischen den Wolken vom flimmernden Sternenlicht dekoriert, so dass die Generatoren und Öllampen im Dorf ihren Dienst bereits aufnehmen mussten. Dennoch nahm ich die Nähe des Dorfes zuerst über Ohr und Nase wahr. Der Klang der Muschelhörner und der Duft des Weihrauchs, mit denen die Menschen und Götter zum abendlichen Gottesdienst zusammengerufen werden, verrieten mir die Nähe des kleinen zentralen Tempels, den ich bereits von der Bushaltestelle aus erkannt hatte. Zuerst empfand ich so etwas wie Enttäuschung - möglicherweise hatte ich erwartet, an einen geheimnisvollen Ort gebracht und in Mysterien eingeweiht zu werden - war dann aber doch froh, mich zu dieser vorgerückten Stunde unter Menschen und in der Nähe eines Restaurants wiederzufinden.

Ich glaubte, gerade eine Erklärung für das merkwürdige Verhalten meines jungen indischen Freundes gefunden zu haben, indem

ich ihm die Absicht unterstellte, einem vermeintlich verirrten Touristen den Rückweg in die „Zivilisation“ zu weisen, als er mich mit sanfter Gewalt in einen fast leeren „Teashop“ zog. Neben dem Wirt, der gerade dabei war, den Boden zu fegen (und einem schlafenden Hund), befand sich nur noch ein Mensch in dem Raum. Auf den ersten Blick konnte ich nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war. Die Person saß am Fenster, von mir halb abgewandt, und schien mit irgendetwas stark beschäftigt zu sein; sie blickte nicht auf, als wir durch das Glockenspiel an der Tür unüberhörbar den Raum betraten und machte doch den Eindruck äußerster Konzentration und Wachheit. Erst als der Wirt seine Tätigkeit unterbrochen und die Beleuchtung eingeschaltet hatte, konnte ich erkennen, dass es sich um eine junge weiße Frau handelte. Durch die plötzliche Helligkeit offenbar in ihrer Beschäftigung gestört, drehte sie langsam und missmutig ihren Kopf in meine Richtung, und unsere Blicke trafen sich.

Ich war auf der Stelle verliebt.

Doch bevor ich etwas sagen konnte, schubste mich mein junger Führer direkt auf Lila zu und murmelte dabei insistierend »kiss, love !, kiss, love !«.

Wir waren beide sehr verlegen. Sie strich sich ihre Haare - ich erwähnte sie bereits - aus dem Gesicht hinter die Ohren und blickte mich erstaunt und dann freundlich aus ihren dunklen Augen an, als wollte sie sagen »Da bist du ja endlich, aber wer bist du ?« und ich brachte nichts weiter hervor als »Hello, you know this guy ?«, wobei ich auf meinen indischen Begleiter deutete, der es sich bereits im Schneidersitz auf dem Boden gemütlich gemacht hatte und uns beflissenlich beobachtete.

Sie erzählte mir dann, dass Gopal, wie sie ihn nannte, ihr bereits mehrfach mit obszönen Gesten entgegengetreten sei, sie es ihm jedoch niemals habe ernsthaft übel nehmen können, da sein natürliches Wesen, sein offenes Gesicht und die Mischung aus kindlicher Unschuld und jugendlicher Unverfrorenheit ihr immer Respekt und Gefallen abverlangt habe. Ich weiß nicht mehr genau, welche Worte sie benutzte, es klang aber ähnlich geschwollen und künstlich, so dass mir sofort klar war, Englisch könnte ungeachtet ihrer perfekten Aussprache nicht ihre Muttersprache sein. Ich fragte sie dann nach ihrem Namen und woher sie komme, und sie antwortete ausweichend «you can call me *Lila*».

v

Ihren wirklichen Namen kenne ich bis heute nicht. Erst viel später habe ich erfahren, dass sie in Mexiko-City geboren und im Alter von fünf Jahren als Waisenkind von einer mexikanischen Rechtsanwaltsfamilie adoptiert wurde. Woher ihre Eltern kamen und welche Umstände sie zur Waise machten, konnte oder wollte sie mir nicht sagen. Mit achtzehn hatte sie sich dann nach ihrem High-School-Abschluss von ihrem „Elternhaus“ gelöst und reiste seitdem, stets mit diversen Zeichenutensilien, einer dicken Skizzenmappe und den unterschiedlichsten Büchern ausgestattet, durch die Welt, auf der Suche, wie sie es einmal selbst formulierte, nach »den Formen, dem Sinn, und was Du willst«. Ihre Reise hatte sie über einige südamerikanische Länder zunächst nach Japan und dann nach Australien geführt, wo sie mehrere Jahre verbrachte, in Sydney Philosophie studierte und eine Kunsthochschule absolvierte. Eine kurze Bemerkung, die sie einmal in einem Gespräch über Aufenthaltserlaubnis und Staatsbürgerschaft fallen ließ, lässt mich

vermuten, dass sie in Australien auch verheiratet gewesen war (oder ist), was Lila, direkt darauf angesprochen, allerdings weder dementierte noch bestätigte, sondern lediglich mit einem Streicheln über meinen Kopf und dem apodiktischen und jedes weitere Nachfragen ausschließenden Satz »past is gone« kommentierte.

Nach Australien folgte Süd-Ost-Asien und jetzt Indien. Hier wurde sie zunächst auf Empfehlung ihres ehemaligen Spanischlehrers - angeblich ein Freund des mysteriösen Carlos Castaneda, wie sie einmal einfließen ließ - in eine wohlhabende Kaufmannsfamilie in Madurai aufgenommen.

In dieser südindischen Handels- und Pilgerstadt hatte sie sich dann einige Monate von einem »gelehrten Brahmanen« in das Sanskrit und die hinduistische Ikonographie einführen lassen, da sie ursprünglich vorhatte, sich ihre Weiterreise durch ein Buch über »Formen und Wesenheiten Indiens« zu finanzieren. Eine befreundete Verlegerin aus Australien bekundete damals, ein solches Werk würde ihrem trivial-esoterischen Verlagsprogramm gut zu Gesicht stehen, unterstützte Lila sogar mit Vorabhonoraren, sprang dann aber doch ab, nachdem sie die ersten Skizzen und Texte erhalten hatte, die wohl ihrem Tantra-Klischee der indischen Kunst zuwiderliefen, da sie »zuwenig erotisch« waren, so ihr Urteil.

Lila selbst war darüber zu diesem Zeitpunkt nicht gerade unglücklich gewesen; ihr Interessenschwerpunkt hatte sich in der Zwischenzeit etwas verlagert: Nicht mehr *Formen*, sondern *Formeln* übten nun die größere Faszination auf ihr Gemüt aus, das damals von einer eigentümlichen Spannung zwischen analytischem Verstand und jugendlicher, schwärmerischer Sinnsuche mit

einem Hang zur Mystik geprägt gewesen sein musste. Das Oberhaupt ihrer Gastfamilie in Madurai, ein indischer Patriarch von altem Schrot und Korn, sehr wohlbelebt, mit einem fast sardoni-schen Lächeln und offenbar schon weit über 70 (einem Photo nach zu urteilen, das Lila mir einmal zeigte), war ein passionierter Laien-Mathematiker. Durch ein Buch über Kabbalistik, welches er in Lilas Zimmer eines Abends fand, ermutigt, oder vielmehr erzürnt (er war kein Freund der Kabbala), versuchte er mit Enthusiasmus, ihr seine Passion nahezubringen und, durch Lilas Auffassungsga-be, ihre Neugierde (und wohl auch ihren Liebreiz) motiviert, diese zuletzt auch in Lila für sein Metier zu wecken; wohl auch ein we-nig von der Hoffnung getrieben, dass sich ein Funken dieser Leidenschaft auf ihn übertrüge. Erfolgreich!

Immer wenn Lila über mathematische Theorien, Theoreme oder Probleme räsonierte, oder besser gesagt, dozierte, erlebte ich sie voller Leidenschaft: Sie sprach von einem »Rausch der Klarheit und Schönheit«, von einem »Reich abstrakter Entitäten, die, eige-nen Gesetzen folgend, jenseits von Raum, Zeit und Kausalität aufs wundersamste unser Sein bestimmen«, schalt mich erbarmungslos, als ich einmal ‚Zahl‘ und ‚Ziffer‘ verwechselte (sie sprach meinen Namen falsch aus und fragte dann belehrend: »Habe ich jetzt etwa *dich* verstümmelt?«), reagierte mit absoluter Intoleranz, als mir bei *Mandelbrot* und *Apfelmännchen* nur Witze einfielen (ich hatte damals von der Chaostheorie noch nichts gehört und hielt *Fraktale* für besondere Bekleidungsstücke) und schien unendlich traurig, wenn ich ihre Faszination für infinitesimale Pro- und Regressionen jeder Art nicht im erhofften Umfang teilte. Sie schwärzte unge-niert von „Höhenflügen“, die sie in den „nächtlichen“ Gesprächen mit ihrem „Babu“, so nannte sie ihren Herbergsvater zärtlich, er-

lebt hatte, und ich spüre noch heute Eifersucht in mir aufkeimen, welche sich bei diesen Schilderungen in mir damals stets einstellte. Dennoch muss ich diesem Babu Respekt zollen; er übte in diesen wenigen Monaten einen bildenden, sanft und gleichzeitig konsequent korrigierenden, ja im wahrsten Sinne des Wortes *erzieherischen* Einfluss auf Lila aus, ohne den ihr Wesen in einem wichtigen Aspekt sicherlich nicht erblüht, und ihr Leben - und damit auch meines - völlig anders verlaufen wäre.

Später erfuhr ich übrigens, dass er in seiner Kindheit und Jugend wohl als eine Art Diener und Laufbursche („Assistant“) für *Srinivasa Ramanujan Iyengar* gearbeitet hatte, worüber er oder seine Familie offenkundig sehr stolz gewesen sein mussten, denn es wurde in der Todesanzeige besonders herausgestellt. Jener charismatische Mathematiker war mir bis dato völlig unbekannt gewesen, wofür Lila diesmal aber Verständnis zeigte, denn sie selbst hatte diesen Namen zuerst aus dem Munde ihres Babu vernommen und ihn mir gegenüber nur einmal (angeblich im Zusammenhang eines Gespräches über *Intuition*) erwähnt, woran sie mich später anlässlich der Todesnachricht vergeblich zu erinnern suchte. Nicht entfallen ist mir allerdings meine Reaktion auf ihre postume schwärmerische Würdigung dieses „Genies“ und die wundersame Verquickung ihres Lebens mit skurrilen oder bedeutenden Menschen: Ich sagte damals, dass es mich nicht verwundern würde, wenn Sie mir als ihre leiblichen Eltern noch Sartre und de Beauvoir präsentierte, was sie allerdings, ohne erkennbar auf die Geschmacklosigkeit dieser Bemerkung zu reagieren, schlicht verneinte.

Diese Art lapidarer Reaktion, dieses mich *wörtlich*, nachgerade *buchstäblich* Nehmen, war typisch für Lila, mir deshalb alsbald geläufig, verblüffte mich jedoch jedesmal wieder aufs Neue. Insbesondere schien sie unfähig oder unwillig zu sein, in unseren Gesprächen *ironische* Wendungen zu erkennen oder gar zu verwenden. Nicht, weil ihr dieses rhetorische Mittel unvertraut war, denn sie hatte sogar ein sehr differenziertes Verständnis der Begriffe ‚Ironie‘, ‚Zynismus‘ und ‚Sarkasmus‘, welches Sie in einer Diskussion über die Cyniker einmal zum besten gab, auch nicht, weil es ihr etwa unmoralisch oder wenigstens unsympathisch erschien; nein, sie vermied es schlicht, *weil es nicht ihrem Wesen entsprach.*

Sie lobte bisweilen sogar (und selbstverständlich ohne Ironie) meine »Meisterschaft« in der Verwendung dieser Mittel, als deren Ursprung sie bei mir auch keineswegs eine Schwäche oder etwa den Wunsch, andere zu verletzen diagnostizierte. Vielmehr interpretierte sie besonders meine, wie sie meinte, »ehrliche Variante des Zynismus« als eine durchaus legitime Strategie des Selbstschutzes und des Überlebens in einer Welt voller äußerer und innerer Widersprüche und „Ungerechtigkeiten“, welche gegenüber den beiden anderen Strategien mir einerseits Hilfe, Wut und Gewalt zu vermeiden, mir anderseits aber trotzdem ein Leben mit offenen Augen und wachem, unzensiertem Geist ermögliche.

Ich fragte sie damals, wie es in diesem Punkte denn bei ihr selbst bestellt sei, und sie antwortete, dass sie einen Weg gefunden habe, der mir nicht offen stünde, vielleicht, weil ich »ein Mann« bin, und dass dieser Weg »etwas mit Liebe zu tun« hätte. Meinem Ein-

wand, hungernde Kinder etwa würden durch Liebe nicht satt, entgegnete sie nur - wie hätte es anders sein können - : »that's right«.

Als wir über dieses Thema sprachen, hatte ich neben dem Erstaunen darüber, wie gut sie mich bereits kannte und wie fast klinisch präzise sie mich beschrieb, zum ersten Mal den diffusen Eindruck, dass sie mich aus mir unerfindlichen Motiven seit unserem ersten Zusammentreffen zu *ergründen* suchte, dass sie bemüht war, sich ein Bild meines Charakters, meines Geistes, meiner *Seele* zu machen, ja dass sie mich vielleicht sogar, nach welchen Kriterien und zu welchem Zwecke auch immer, gewissermaßen *auf die Probe stellte*. Aber dazu später mehr.

Zwischen Madurai und unserem nordindischen Dorf lag noch eine weitere Station in Lilas Odyssee, die ich der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt lassen möchte.

Nach dem Abschied von ihrem Babu suchte sie, ich glaube auf Rat ihres Sanskritlehrers, einen Swami auf, der in der Nähe von Bombay (oder *Mumbai*, wie sie schon damals sagte) im Rahmen eines orthodoxen Ashrams Yoga, Meditation und Shaivismus lehrte und den sie (wenngleich auch nur ein einziges Mal und in einem Nebensatz) wiederum mit dem Hindi-Kosenamen für „Vater“ belegte (was mein Analytiker geflissentlich notierte).

Bevor ich Lila traf, verbrachte sie vier Monate mit ihm und führte ein sehr asketisches und kontemplatives Leben, über das sie allerdings wenig sprach. Was sie dann an den Ort unserer Begegnung verschlagen hatte, blieb mir unklar, wie auch überhaupt ihre Person mir in den wenigen Tagen die wir damals miteinander verbrachten äußerst rätselhaft und widersprüchlich, aber seltsamerweise doch zutiefst vertraut vorkam.

Aber ich habe schon viel zu weit voraus gegriffen. Kehren wir also zurück zu unserer ersten Begegnung.

v

Nachdem auch ich mich auf die übliche Weise vorgestellt hatte, ihr meinen Namen sagte, woher ich kam, wohin ich wollte etc., zeigte sie mir, womit sie gerade beschäftigt war. Sie fertigte aus *Rudraksha*-Kernen mit Hilfe von Silberdraht Ketten, wie sie die hinduistischen Mönche tragen, sogenannte *Malas* aus 108 Perlen, vergleichbar den christlichen Rosenkränzen. Sie waren für die Jüngerschaft eines ortsansässigen „Heiligen“ bestimmt, von dem Lila im Gegenzug Yogaunterricht, Unterkunft und Verpflegung erhielt. Momentan fand in dessen Ashram gerade *Darshan* statt, dass heißt, viele Jünger waren teilweise von weither gereist, um in der Gegenwart ihres Meisters zu meditieren, den einen oder anderen Wunsch vorzutragen und seinen Worten zu lauschen. Da sie jedoch ihren Guru entweder bereits gefunden zu haben glaubte, oder aber vom Glauben an das *Guru-Prinzip* kuriert war (sie verweigerte es stets, sich zu dieser Frage zu äußern), hielt sie sich fern, hatte ihre Unterkunft einem jungen Nepalesen überlassen und wollte die Nacht (und wohl auch die folgenden) auf der Veranda des Teashops verbringen.

Mir ging sofort die Frage durch den Kopf, ob ich ihr anbieten sollte, bei *mir* zu schlafen; ich verwarf diesen Gedanken jedoch mit Rücksicht auf meinen Gastgeber.

Unterdessen war es Gopal offenbar zu langweilig geworden, denn er hatte uns den Rücken zugewandt und tuschelte mit dem Wirt.

Weiß Gott, worauf er spekuliert hatte. Möglicherweise hatte er eine jener opulenten Liebesszenen erwartet, wie sie den Indern in ihren „open-air“ Dorf- und Wanderkinos ständig von Bombays Filmindustrie vorgeführt werden. Jedenfalls hatte er das Interesse verloren, so dass wir ungestört durch seine Blicke zu Abend essen konnten. Ich habe ihn nie wieder gesehen und weiß bis heute nicht, ob ich ihm dankbar sein oder ihn verfluchen sollte.

Lila erschien mir damals ungemein begehrenswert. Ich hatte den Eindruck, als ob das Neonlicht, dass normalerweise jeden körperlichen Makel erbarmungslos zum Vorschein bringt und die Menschen oft krank aussehen lässt, im Kampf mit Lilas natürlicher Ausstrahlung unterlag, ja diese gar unterstützte.

Während unseres Abendessens, oder vielmehr, während Lila aß, denn ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals und konnte kaum einen Bissen hinunter bekommen (was sicherlich nicht nur daran lag, dass sie meine Bestellung von *chicken masala* mit einem missbilligenden Augenaufschlag zur Kenntnis nahm - sie war „selbstverständlich“ Vegetarierin!), musste ich sie unentwegt beobachten, ihr Gesicht, ihren Mund, ihre Hände (sie aß ohne Besteck). Sie ließ es zu, ohne zu fragen und ohne sich stören oder in ihrem Appetit beeinträchtigen zu lassen. Es schien fast so, als nähme sie mich beim Essen gar nicht wahr, obgleich ich sie wohl bisweilen ziemlich unverfroren angestarrt haben musste, denn ich hatte dabei nur eines im Sinn, was meine Blicke wohl kaum verhehlten: Mit ihr zu schlafen.

Es war nicht dazu gekommen. Genau besehen, weiß ich überhaupt nicht, ob wir jemals miteinander geschlafen haben, doch dazu später. Meine Augen hingen an jenem ersten Abend jeden-

falls an Lilas Körper, meine Ohren an ihren Lippen und mein Geist an ihren Gedanken, die sie in eine spartanische Sprache kleidete, welche mir zuweilen fast dadaistisch vorkam und mich zugleich an *Zen-Koane* erinnerte, seltsamerweise jedoch ohne dunkel und rätselhaft zu erscheinen. An die Inhalte unseres ersten Gesprächs kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Zu sehr war ich damals damit beschäftigt, ihre Gestalt als Ganzes auf mich wirken zu lassen. Wir müssen aber einige Stunden zusammen verbracht haben, denn das erste, was mich unsere Umgebung wieder wahrnehmen ließ, war, dass wir plötzlich im Dunkeln saßen - und allein. Totenstille herrschte. Offensichtlich hatte unser Wirt mit Gopal schon vor längerer Zeit und ohne die Zeche einzufordern seinen Teashop verlassen, um sich schlafen zu legen. Das Verstummen des Generators war eine Zäsur, wie sie für mich schärfer nicht hätte eintreten können. Ich war eine Zeitlang unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, zulange jedenfalls, um Lila zuvorzukommen, die sich plötzlich erhob, in Erwartung dieses abrupten Tagesendes wohl schon vorher ihre Sachen zusammengepackt hatte, und mit dem mehrdeutigen Satz »Sun's shining again tomorrow« in Richtung Hinterausgang verschwand.

Als ich durch das einfallende Mondlicht einigermaßen die Orientierung wiederfand, war von ihr nichts mehr zu sehen.

Ich konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Zu verwirrt war ich von der Begegnung. Vor dem Haus meines Gastgebers, auf einer Schaukel unter den Zweigen eines *Banyan*-Baumes, versuchte ich, Klarheit in meine Gedanken und Empfindungen zu bringen, verlor mich aber in Phantasien und Wachträumen. Ich war damals unfähig, über meine weitere Reise einen Gedanken, geschweige denn

einen Entschluss zu fassen, denn es gab für mich keine Alternative. Ich musste Lila wiedersehen.

Ich kann meinen damaligen Zustand noch heute sehr gut nachempfinden. Alle anderen Erinnerungen an diese erste Indienreise verblassen, sobald ich an diesen Abend, diese Nacht, diese Tage mit Lila denke. Auch habe ich mir durch meinen Analytiker angewöhnt, diese Schaukel als Schlüsselmetapher zu begreifen. Hätte ich damals onaniert oder mich betrunken, so sagte er einmal, wären meine ganzen Probleme, derentwegen ich die Therapie begann, womöglich nicht aufgetreten. Ich jedoch hatte es vorgezogen, den Kontakt zur Erde aufzugeben, nicht mehr »mit beiden Beinen auf dem Boden zu stehen«, sondern hatte mich auf einen schwankenden Grund begeben, den ich bis heute noch nicht verlassen habe.

Aber zurück zu jenem ersten Morgen.